

(Nachdruck verboten.)

18]

Eine Pilgerfahrt.

Von Johan Bojer.

Autorisierte Uebersetzung von Adele Neustädter.

XVIII.

Im Sommer 1880 las man in den Zeitungen des Hauptstadt folgende ungewöhnliche Annonce:

„Vor zwei Jahren war im Monat März ein Ehepaar in der Entbindungsanstalt und erhielt ein Kind zur Adoption. Wer über diese Leute und deren gegenwärtigen Aufenthalt Auskunft geben kann, erhält reiche Belohnung. Bitte Briefe unter „Mrk. R.“ an die Expedition dieser Zeitung.“

Ende Juni konnte man in dem hellgrünen Studentenwäldchen um die Mittagszeit stets eine junge schwarzgekleidete Frau unter den Spaziergängern einhergehen sehen. Sie war immer allein. Sie zählte zu den völlig Fremden der Stadt. Sie sah, daß die Leute sich begrüßten, aber niemand grüßte sie. Sie setzte sich auf eine der unbefestigten Bänke, wenn sie des Gehens müde war, und sie stand wieder auf, wenn sie des Sitzens satt war. Zuweilen schrieb sie mit dem Sonnenschirm einen kleinen Namen in den Sand, vor dem Weggehen wischte sie ihn jedoch sorgfältig aus. Die Musik spielt, Jung und Alt geht zusammen spazieren und lacht, aber alles gleitet fern und gleichgültig an ihr vorbei. Sie zieht ihre Uhr heraus, bald beginnt im Hotel das Mittagessen, dann folgte wieder ein sich hinschleppender Nachmittag, und gegen sechs Uhr kann sie eine neue Runde bei den Zeitungen beginnen und hören, ob heute vielleicht ein Brief gekommen sei.

So führte Regina das Dasein der reichen fremden Dame in einem Hotel. Als sie eines Tages die Rechnung bekam, bemerkte sie, daß sie schon einen Monat dort war. Nun ja, sie hätte ja noch Zeit, heute oder morgen kann etwas geschehen, man muß nur geduldig warten. Einmal kommt doch ein Brief. Bei Tische machte sie oberflächliche Bekanntschaften, mit denen sie über gleichgültige Dinge sprach. Sonst lebte sie wie hinter einer Mauer. Jetzt, da sie die Maske abwerfen und sich freigeben konnte, konnte sie sich selbst nicht wiederfinden, und außerdem — trug sie nicht fernerhin Dinge in ihrem Innern, die vor aller Welt verborgen werden mußten?

Sie hatte die Geschichte des Kindes dem Advokaten anvertraut, der ihr Vermögen verwaltete, und er hatte auch alles in Bewegung gesetzt, um es zu finden. Aber er hatte ihr gleichzeitig klar gemacht, auf welche Zufalls spiele sie dabei rechnen müsse.

Das Kind kann tot sein, die Pflegeeltern verstorben oder ausgewandert. Der Mann oder die Frau kann gestorben sein, der Ueberlebende kann sich wieder verheiratet und ein eigenes Kind bekommen haben, das Adoptivkind kann in andere Hände übergegangen sein. Täglich kann sie ihren Knaben in einem Kinderwagen auf der Straße treffen, aber sie erkennt ihn nur nicht. Er kann in einem Hinterhofe im Schmutze herumtriefen, weil er seitdem durch hundertvieler Hände gegangen ist. Er kann auf einem Bauernhofe in einem Gebirgstale gelandet sein, oder auf einer Insel wohnen — niemand kann's wissen. Aber angenommen, er sei noch das reiche Adoptivkind, dann haben sich ja die Eltern längst daran gewöhnt, ihn als ihr Eigen zu betrachten und würden unglücklich sein, ihn zu verlieren. Weshalb sollten sie sich dann zu erkennen geben, selbst wenn sie wüßten, daß eine fremde, ihnen nicht nahe stehende Frau überall herumsucht? Rechtlich gehört er ihnen ja, sie hatte ihn ja freiwillig abgetreten. Unter allen Umständen war es wohl das Beste, sich auf lauges Warten vorzubereiten. Vielleicht können Annoncen erfolgreich wirken.

„Ja,“ dachte Regina, „so muß ich also warten.“ Und sie warf alle diese zufälligen Möglichkeiten hin und her. Der Advokat erfuhr, daß weder die Tante im Hochland, noch die Tante im Nordland ein Adoptivkind habe. Eine Nüchternheit weniger. Jeden Morgen, wenn sie aufstand, zitterte sie voller Spannung. Was würde heute möglicherweise geschehen?

Ihr Leben in Schweden war ein unheimlicher Traum gewesen, sie kämpfte, um ihn zu verschrecken. Sie wollte nur der Zukunft leben, träumte die alten Träume von dem Augenblicke, da sie wieder mit ihrem Kinde vereint würde. Es be-

gann sich zur religiösen Idee auszugestalten, mit dem Kinde sollte sie gleichzeitig Friede und Erlösung ihrer Seele finden. Mit dem Kinde würde sie ein neuer Mensch werden, das Böse bereuen, ihre Sünden würden ihr vergeben werden, und sie wollte allen, allen nur Gutes erweisen und nicht einmal Dank verlangen.

Aber die Zeit fließt hin, die so teuer erkaufte Million hilft nichts, nichts. Das Vertrauen wird dunkler und dunkler, statt dessen steigen die Angst und die bösen Erinnerungen auf. Dies darf nicht geschehen. Dies darf nicht geschehen.

Endlich, da sie eines Morgens in eine Zeitungsexpedition tritt, lächelt die Dame hinter dem Tische und sagt:

„Heute haben wir etwas für Sie, gnädige Frau.“

Es waren zwei Briefe. Sie mußte sich setzen, während sie öffnete. Es war einer dieser Augenblicke, die über Leben oder Tod in der nächsten Minute entscheiden. Ihre Hände bebten.

Ein Brief war aus Christiansand, der andere aus Hornsdalen. Beide Schreiber teilten mit, sie hätten das Betreffende gefunden. Eins mußte es also sein.

Auf die durch lauges Warten Erschöpfte wirkte dieses Ereignis überwältigend. Sie zitterte am ganzen Körper. Diesmal nicht voller Angst, es war ein neues Gefühl — es war das Glück. So fühlte man sich also glücklich.

Sie warf dem Mädchen hinter dem Bureautische eine Banknote zu und eilte ins Hotel, um zu packen. Sie warf alles bunt durcheinander in den Koffer, zuweilen hielt sie ein, um Atem zu schöpfen und lächelte. Schließlich standen die Augen voller Tränen. Dann brach sie in Schluchzen aus und mußte sich setzen. So fühlte man sich also, wenn man glücklich war? Es kam ihr vor, als sei sie bisher aus Eis zusammengejetzt gewesen, das jetzt zu schmelzen begann.

Denselben Abend sah sie an Bord des großen Bergenser Dampfers, der durch den Fjord seine Furche zog. Viele Reisende waren an Bord, und Regina hatte sich glücklich einen bequemen Mohrfessel gesichert, worin sie nun, mit einem Schal um den Schultern, auf dem Salondeck zurückgelehnt lag.

Wer nach langer Abwesenheit zum väterlichen Hof zurückkehrt, erblickt erst den Schornsteinrauch, wenn er zu Hause angelangt ist. Auch Regina glaubte jetzt ihr Ziel erreicht zu haben. In den zwei Stunden, seitdem der erste Lichtstrahl zu ihr gedrungen, hatte die Freude sie förmlich erschöpft. Das Kind sah schon auf ihrem Schoße, sie hörte es schwagen und lachen, sie hob es empor, sie blickte in seine Augen und empfand eine glückselige Empfindung, daß ihre Sünde ihr jetzt vergeben, sie wandelte jetzt auf einer neuen Erde, wo kein böses Gewissen, keine ihrer früheren Handlungen sie erreichte.

Es war einer dieser Juni-Abende, die den Christianiafjord in ein Feenland verwandeln. Und Regina, die des Morgens in einem finsternen Keller gefessen hatte, war plötzlich in diesem lichten, schönen Sommer zum Mittelbunke geworden. Der Fjord war ein klarer Spiegel in gold und blau, weil der Himmel golden und blau schimmerte, beide strahlten jedoch ausschließlich für Regina.

Auf die Fichtengipfel, die den Fjord umschlossen, streute die Sonne ihr fröhlichstes Licht, und selbst die blauen Schattten, die sich längs des Strandes lagerten, lächelten. Die weißen Badehäuser und Villen längs der beiden Strandlinien winkten ihr zu, während sie sich im Wasser spiegelten. Die Inseln, die mit Villen und dinstendem Laub- und Nadelwald vorbeischwammen, hatten für sie geslaggt. Ueber Ackerland begann die Sonne zu sinken, von einem Wolkenparadies umgeben — nie war sie in ähnlicher Pracht untergegangen.

Sie sah ruhig und sah das Ganze und riß die Augen auf, wie ein Bettler, der in einem Torwege stirbt und plötzlich im Paradiese erwacht. Und während der ganzen Zeit rieselte und rieselte ein sonderbarer Strom durch ihr Herz. So fühlte man also, wenn man glücklich war — und sie glaubte, sie sei nun schon seit mehreren Jahren glücklich.

Die Menschen, die sie umgaben, waren ohne Unterschied fröhlich und schön, und sie blickten sie so freundlich an, genau, als wüßten sie es auch. Die Ruderfette, die längs des Helings hin- und herrollte, hatte sogar etwas Mührendes. Die Kolben schläge erklangen ihrem Ohre als munterer Gesang. Schließlich begann auf der Kommandobrücke ein Orchester zu spielen, und jetzt fühlte sich Regina wie auf einem Triumphzuge. Ihr Hals

Begann sich zusammenzuschließen, aber hier durfte man doch nicht weinen, die Menschen hätten es sonst gesehen.

Christiania begann in einem Nebelfleck im Fjordgrund zu verschwinden.

„Wann sehe ich es wieder?“ dachte sie. „Vorläufig nehme ich ja mein Kind und reise ins Ausland. Aber vielleicht komme ich einmal zurück, und dann werde ich den Armen Geld geben und besonders den Bedauernswerten in der Entbindungsanstalt. Nein, mein Sohn soll es tun, damit alle erkennen, wie prächtig er ist!“

Die Sonne verschwand, der Himmel versank in eine matte, goldene Dämmerung, die Dämmerung wurde zum bläulichen Dunkel. Eine dieser ersten lichten Nächte brach an, worin man die Landschaft mit Berg und See und grünen Wiesen deutlich erblickt, und gleichzeitig das matte Hervortreten der Sterne in der Nacht gewahrt. Der Dampfer fürchte weiter, hinter sich einen schäumenden Strom, begann sich dann in Deiningen zu schaukeln, die vom Meere hereindrangen. Weit draußen am Himmelsrande erhob sich ein Leuchtturm mit gelblich blinkendem Lichte.

Wenn Regina sich am nächsten Tage in Christiansand Zeit nahm, im Hotel etwas Toilette zu machen, geschah es, weil sie in dem Augenblicke, da sie das Kind an sich schloß, rein und schön sein wollte. Aber endlich sah sie in einem Wagen, und er rollte über die breiten hellen Straßen der Stadt nach der angegebenen Adresse.

Es währte lange, aber endlich fand sie die namhaft gemachte Frau Larsen hinter dem Ladentische eines kleinen Papier- und Modengeschäftes in einer entlegenen Gegend der Stadt. Es war eine ältere Matrone, dick, grauhaarig, mit eingefallenem Munde und kleinen stechenden Augen.

„Du guter Gott!“ dachte Regina, „weiter fehlte nichts, als daß sie das Kind während der ganzen Zeit hatte.“

Sobald die Matrone hörte, wen sie vor sich hatte, öffnete sie die Klappe des Ladentisches, lächelte, nickte und sagte:

„Bitte, gnädige Frau, wollen Sie freundlichst eintreten, damit wir nicht gestört werden.“

Sie führte Regina in ein dunkles, kleines Zimmer hinter dem Laden und bot ihr einen Platz auf einem Sofa hinter einem großen runden Tische, worauf einige Schalen mit Photographien und verbliebenen Visitenkarten standen. Frau Larsen setzte sich in einen Schaukelstuhl zur anderen Seite des Tisches, faltete die Hände über dem starken Leibe und begann redselig über die schlechten Zeiten zu sprechen.

Regina unterbrach sie ungeduldig:

„Sie glauben also zu wissen, wo mein Kind ist?“

Die Frau schaukelte, der Stuhl knarrte unter ihrem Gewicht, sie warf einen forschenden Blick auf Regina, als ahne sie eine delikate Geschichte und taxiere sie jetzt auf ihren Reichtum. „Ja,“ begann sie endlich, während sich ihr breites Unterkinn vorstob, „das ist eine schwierige Sache. Ich sollte ja schweigen, aber . . . eine arme Witwe mag auch nicht immer in so schlechten Verhältnissen bleiben. Mein Mann, wissen Sie . . .“

Regina sprang schnell auf:

„Kann ich Ihnen mit etwas helfen — mit Geld z. B., so nennen Sie die Summe. Aber sagen Sie jetzt sofort, was Sie wissen! Ich möchte mich möglichst beeilen.“

Die Frau zupfte an einigen verbliebenen Seidenstreifen ihres Kleides, während sie über ihr Modengeschäft sprach und sah wehmütig drein. Eine ausländische Firma drohte sie in Konkurs zu treiben, und dann war sie ganz verloren. Aber vielleicht war es eine Fügung Gottes, in die sie sich ergeben mußte. Oder vielleicht war Regina jetzt der Engel, der sie retten würde, denn sie hatte gebetet — und nun begann sie Tränen zu weinen.

Regina wurde fast heftig:

„Nennen Sie die Summe! Ich habe augenblicklich etwas Geld. Können Sie mir sagen, wo mein Kind ist, so nennen Sie mir die Summe!“

„Ich schulde der Firma 5000 Kronen!“

Die Matrone blickte Regina mit einem ängstlichen Lächeln an und fügte hinzu:

„Natürlich dachte ich nur an ein Anlehen, falls es möglich wäre.“

„Gaben Sie Feder und Tinte? Sie sollen eine Anweisung bekommen.“

Die Frau stand auf, während der Schaukelstuhl sich weiter wiegte, und während Regina schrie, stand die andere daneben, blickte mild zur Seite und seufzte.

Endlich legte Regina die Hände auf ihre Schultern

„Bei wem ist es also?“

Die Frau hatte jetzt die Anweisung bekommen, drehte sie zwischen den Fingern und hatte nasse Augen. Vor allen Dingen hoffe sie, Gott möge die Dame segnen.

Aber jetzt konnte Regina sich nicht länger beherrschen und rief aus:

„Nein, jetzt müssen Sie sagen, was Sie wissen, oder ich zerreiße die Anweisung.“

Das half. Die andere faltete die Hände, sah seitwärts und seufzte:

„Ja, wahrhaftig, es ist mein eigener leiblicher Bruder. Er ist in der Straße Kaufmann. Er ist ein böser Mann, ich muß es schon sagen — und ich hätte es nie verraten, wenn mir das Kind nicht leid täte. Aber Sie müssen mir zuschwören, gnädige Frau, daß Sie nicht verraten, wer Sie auf die Spur gebracht hat.“

Regina hörte nicht mehr, sondern frug atemlos:

„Und wie geht es dem Kleinen jetzt?“

„Dem Kleinen? Ha, ha — ja, rein körperlich ganz gut. Aber in einem solchen Hause ist nicht gut aufzuwachsen. Ich wollte Ihnen nur mitteilen, was mein eigener leiblicher Bruder mir getan hat . . .“

„Wo wohnt er?“

Und als die Adresse genannt war, flog Regina zur Tür hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottelwih.

Mitten durch ganz Deutschland zieht sich eine lange Kette von Gebirgen, die deutschen Mittelgebirge. Nicht allzu hoch, nicht ganz lückenlos mit einander zusammenhängend, und in der mineralischen Beschaffenheit ihrer Gesteine von einander verschieden, scheinen sie wenig Zusammengehörigkeit zu einander zu besitzen. Und doch sind alle diese Bergzüge von dem rheinischen Schiefergebirge, ja schon von den belgischen Ardennen an, über den Harz, Thüringen bis zum Riesengebirge die Glieder eines einzigen großen Gebirges. In altersgrauer Zeit, einst im Verlaufe der Steinkohlenperiode wurde dieses ungeheure Gebirge, das den Alpen an Ausdehnung wenig nachgegeben haben mag, aufgerichtet. Auch an Höhe dürfte es den Alpen, die sich erst in der Tertiärzeit aufgetürmt haben, nicht nachgestanden haben. Es war ein gewaltiges Hochgebirge, das aber im Laufe der Zeit durch die Zerstörungskraft des Wassers stark abgetragen und in einzelne Gebirgsstöcke zerteilt wurde.

Im Westen strahlte von diesem gewaltigen Hochgebirge der Steinkohlenzeit nach Süden zu ein langer Bergzug aus. Vom Taunus und Spessart an bildet der Odenwald und der Schwarzwald auf der rechtsrheinischen Seite, auf der linksrheinischen die Kette der Vogesen die Glieder dieses Gebirgsflügels. Heute ist dieser durch die breite Rheinebene in zwei lange Hälften geteilt. Eine der merkwürdigsten Katastrophen nämlich hat diesen alten Gebirgsflügel betroffen. Durch eine Auseinanderzerrung der großen Erdscholle, auf der er sich erhob, entstand eine breite Spalte und in dieser versank der ganze mittlere Teil des langen Gebirgsflügels. Er rutschte hinab in die Tiefe, so daß also die Schichten, aus denen er zusammengesetzt ist, ebenfalls in die Tiefe zu liegen kamen. Und an der verschiedenen Lage der Schichten im Gebirge rechts und links des Rheins und in der Rheinebene selbst kann man ja erkennen, daß der Boden der Rheinebene in die Tiefe hinabgesunken ist. Der Strom benutzte später diese berühmte „Grabenvertiefung“ des Rheinhales, um seine Wassermassen hier nach Norden zu führen.

Wollen wir uns eingehender über das Schicksal des gewaltigen Hochgebirges der Steinkohlenzeit unterrichten, so müssen wir uns ein einzelnes Glied desselben geologisch genauer ansehen. Da hat z. B. über die Oberflächengestaltung im Odenwald Fritz Jäger (Forschungen zu der Landes- und Volkskunde, XV 3, Stuttgart 1904) eine kleine Schrift verfaßt. Auch der Odenwald ist nur ein kläglicher Rest und ein durch Versenkung und Erosion der benachbarten Teile abgeprengter Block des ehemaligen Hochgebirges. Die Gesteinsschichten, aus denen er besteht, sind zum Teil kristalline Schiefer, also alter Urgebirgsboden unseres Planeten, zum Teil sind sie im Altertum der Erde bis in die Steinkohlenzeit hinein abgelagert worden. Bis auf die untere Karbonstufe sind nämlich die Schichten parallel — in der Geologie sagt man konform — übereinander gelagert. Es folgen aber darauf noch Schichten der oberen Karbonzeit, und diese liegen nicht parallel auf, sondern diskordant. Daraus folgt, daß die Auffaltung zum Gebirge zwischen unterer und oberer Steinkohlenperiode erfolgt ist. Denn nur bis zum unteren Karbon sind die Schichten von der gebirgsbildenden Kraft eingefaltet und emporgewölbt worden. Als die Auffaltung zum Gebirge erfolgte, lag der Odenwald zum größten Teile noch unter dem Meerespiegel, er bildete eine mächtige Erhebung über dem Meeresgrunde, die teilweise als Insel emporragte. Der Ozean lagerte auf dem submarinen Gebirgsstock, während der Karbonzeit und auch noch später bis ins geologische Mittelalter hinein seine Sand-, Kall- und Tonmassen ab. Natürlich sanken diese Abfallmassen

in die Tiefe und füllten diese aus. So sind diese späteren Schichten also nicht konformant, sondern diskordant über das Unterkarbon gelagert.

Aus der Schichtenlagerung ergibt sich also die Zeit der Entstehung des Gebirges. Wir können genau dieselbe Schichtenlagerung auch in den übrigen Teilen des großen Gebirges verfolgen, also zum Teil im rheinischen Schiefergebirge oder im Harz. Nur erhoben sich diese wie die meisten anderen deutschen Mittelgebirge von der Steinkohlenzeit an stetig über dem Meeressboden. Sie blieben im ganzen Mittelalter der Erde, wo das übrige Deutschland von den Meeren der Trias, des Jura und der Kreide wiederholt überflutet wurde, ein kontinentaler Gebirgsstock. Im Odenwald zeigen nur die aus kristallinen Schiefer bestehenden Höhen die ehemaligen, über den Wasserpiegel hervorragenden Berge des Gebirgszuges an. Sonst ist die Oberfläche des Odenwaldes zum großen Teil aus Buntsandstein gebildet, der in der Trias abgelagert wurde. Damals muß sich also noch ein großer Teil des Gebirges unter Wasser befunden haben. Allerdings war damals und auch noch während der Jura- und Kreidezeit Deutschland ziemlich hoch mit Meeresswasser bedeckt. An den Küsten des großen mitteldeutschen Gebirgsstockes brandeten die Wogen des Ozeans und lagerten hier sowie in den Tälern, den ehemaligen Meerbusen, und an den unter dem Wasser befindlichen Vorbergen große Schichten ab. Nur in den Zeiten, wo das Meer sich zurückzog, mag sich diese gewaltige Gebirgsinsel in ihrer ganzen alpinen Höhe gezeigt haben. Wiederholt war Deutschland seit der Karbonzeit festland, aber erst seit Beginn der Tertiärzeit ist es bis auf einige Stellen, wo das Meer noch einige Male in seichten Einbuchtungen hereinbrach, Kontinent geblieben. Schon in der Tertiärzeit aber war das mächtige Gebirge, das Sueß das variskische genannt hat, bis auf einzelne Sumpfstellen abgetragen. Harz und Thüringen, die heute durch ein weites Becken getrennt sind, hingen unmittelbar zusammen. Aber das Landstück, das sie verband, wurde schon in alter Zeit abgetragen und neue Ablagerungen jüngerer Zeit verbedeten dann völlig den ehemaligen Zusammenhang.

Die Abtragung des Gesteinsmaterials des großen variskischen Gebirgszuges erfolgte um so eher, je mächtiger die Felsarten waren, aus denen irgend ein Teil desselben bestand. Der alte kristalline Schiefer im rheinischen Schiefergebirge und im Odenwald, das Urgebirge in Thüringen und im Erzgebirge widerstand der Kraft des Wassers viel besser als die späteren Sedimentschichten, die leicht zerstört wurden. Dieses alte Urgebirgsgerüst, in dem man die alte Erstarrungskruste der Erde hat erkennen wollen, gleicht in seiner Festigkeit den sogenannten plutonischen Gesteinen, die als glutflüssige Masse aus dem Erdinnern hervorgegangen sind, ohne daß sie übrigens immer bis direkt an die Oberfläche emporgestoßen wären. In älteren Zeiten ist namentlich der Granit so aus dem Innern hervorgefloßen und hat sich durch abgelagerte Schichten hindurch und in sie hineingezwängt. So hat zum Beispiel der mächtige Granitblock des Brodens und des Namberges die Devon- und Unterkarbonschichten des Harzes durchbrochen, und während diese ringsum durch die Gewalt des Wassers zum großen Teil abgetragen sind, ragen die Granitberge noch hoch über die Umgebung hinaus. Auch der Kyffhäuser, der sich ganz isoliert im Süden des Harzes aufrichtet, verdankt seine Widerstandsfähigkeit dem granitinen Gestein, aus dem er besteht. Merkwürdigerweise ist aber die petrographische Beschaffenheit dieses Berges erst vor kurzer Zeit durch D. Lüdecke (Neues Jahrb. f. Mineralogie II. S. 64) richtig erkannt worden. Früher hat man nur in einem Teil des Kyffhäusers eine Zusammenfügung aus plutonischem Gestein gesehen, während man von einem anderen Teile annahm, daß er aus Gneis bestesse. Gneis gehört gleich dem kristallinen Schiefer zum Urgebirge, in dem noch keine Fossilien enthalten sind, ja, er ist noch früher als der kristalline Schiefer entstanden. Es wäre nun interessant gewesen, wenn in der Nähe des Harzes, der kein Urgebirgsgerüst enthält, solches im Kyffhäuser zutage getreten wäre, wie in dem entfernten rheinischen Schiefergebirge, im Odenwalde und Thüringer Walde. Allein der Granit des Kyffhäusers hat durch Gebirgsdruck, also vielleicht durch Pressungen von der Seite her oder durch die Last der Schichten, die früher über ihm lagerten, eine gneisartige Struktur bekommen. Gneis und Granit bestehen petrographisch aus denselben Mineralien, aus Feldspat, Quarz und Glimmer. Aber die Struktur ist eine andere, und an den angeführten Gneisen des Kyffhäusers konnte Lüdecke durch mikroskopische Untersuchung die Quetschung der Mineralien, wodurch die gestreckte oder schieferige Struktur der Gneise entsteht, nachweisen. So ist denn auch der Kyffhäuser ein großer plutonischer Gesteinsblock aus Granit, ein ehemals glutflüssiger Erguß aus dem Innern der Erde wie der Broden, dem er in seiner Gesteinsausbildung übrigens ganz ähnlich ist. Dadurch, daß der Granit die Schichten des Unterkarbons, die sich an ihm abgelagert haben, nicht beeinflusst hat, läßt sich erkennen, daß er vor ihnen, also etwa zu Ende der unteren Steinkohlenzeit, ebenso wie die Granitmassen des Harzes aus dem Erdinnern hervorgequollen ist.

War so die Steinkohlenzeit für die Oberflächengestaltung Deutschlands von höchster Wichtigkeit, so haben doch auch später noch mehrere Male die gebirgsbildenden Kräfte große Veränderungen im Bodenrelief unseres Vaterlandes erzeugt. Während aber in dem unendlich langen Mittelalter der Erde die geotektonischen Mächte fast ruhten, und die Oberfläche Deutschlands nur durch die horizontalen Ablagerungen des Meeres stellenweise aufgehöhht wurde, um andererseits an hochgelegenen

Stellen abgetragen zu werden, also während im Mittelalter der Erde sich keine Gebirgsauffaltung vollzog, war die Tertiärzeit wieder erfüllt von geotektonischen Ereignissen. Damals vor allem wurden die Alpen in furchtbaren Einfaltung ihrer Schichten in die Höhe gepreßt. Damals aber erfuhr auch das alte variskische Gebirge zweimal gewaltige Zusammenpressungen, welche sich in der Streichrichtung des Gesteins noch erkennen lassen. Die eine dieser beiden gebirgsbildenden Tätigkeiten erzeugte Linien in der Richtung von Süd nach Nord. Sie ließ auch das Terrain der heutigen großen Rheinebene zwischen Odenwald und Schwarzwald einerseits mit Harz und Vogesen andererseits in die Tiefe sinken. Dieses Einsinken eines langen Landstreifens setzt sich übrigens auch nördlich von der Rheinebene fort. Als heftige Senke läuft der Einbruchgraben am Ostrande des rheinischen Schiefergebirges weiter nordwärts. Der Rhein benutzte freilich nur bis Mainz diesen gewaltigen Graben, um sich dann mehr in nordwestlicher Richtung durch das rheinische Schiefergebirge durchzubrechen. Die Geschichte dieses Teiles des Rheinflusses hat vor etwas mehr als Jahresfrist Erich Kayser auf dem Kölner Geographentage sehr anschaulich vorgetragen. Obwohl auch hier einzelne bedauerliche Einbrüche wie bei Neuwied und Köln dem Strome den Lauf erleichterten, so mußte er sich doch im allgemeinen quer durch die Gebirgsschichten durcharbeiten, ohne ihrer Streichrichtung folgen zu können. Im allgemeinen hat sich daher der Rhein im rheinischen Schiefergebirge sein Bett selbst gegraben. Er hat sich nach und nach immer tiefer eingeböhrt, so daß die alten Terrassen, auf denen er früher geflossen ist, in Höhen von zum Teil mehreren hundert Metern über dem heutigen Niveau an den Gebirgsrändern zu erkennen sind. Für die Entstehung von Klüften sind natürlich die Gebirge von ausschlaggebender Bedeutung, und es ist kein Zweifel, daß der Rhein seine Entstehung jener gewaltigen Aufwältung der Alpen verdankt, die nach der Bildung des variskischen Gebirges das größte geotektonische Ereignis war, das Deutschland betroffen hat. —

Kleines feuilleton.

k. Wie Geschichte gemacht wird. Octave Mirbeau erzählt in „La Nebuc“ ein nachdenkliches Geschichtchen. Es handelt sich um den Professor Elme Caro, der auch bei uns durch sein Buch über die „Philosophie Goethes“, noch mehr aber dadurch bekannt ist, daß seine Gestalt das Urbild jenes Damen- und Salonprofessors ist, der in Paillerons „Welt, in der man sich langweilt“, seine endgültige Ausprägung gefunden hat. Diesen schöngestimmten Herrn und eleganten Causeur hat Mirbeau einmal durch ein seltsames Mißverständnis als einen robusten Bauern geschildert. „Es ist mir einmal passiert“, so erzählt Mirbeau, „daß man mir in der Nähe von Damps, einem Dörfchen im Departement Eure, ein Landhäuschen zeigte und mir erzählte, da wohne M. Caro, der ein großer Philosoph sei und ein wahrer Stoiker, ein Mann, ausgerüstet mit allen Tugenden eines arbeitsamen und abgeklärtesten Naturmenschen. Ich fühlte alsogleich das Verlangen einer ungeduldigen Gerechtigkeitsliebe, die Meinung über diesen so arg verleumdeten Gelehrten umzufimmen, den unverschämten Menschen als einen lächerlichen Salonprofessor, eine Art Hansnarr für reiche Damen schilderten. Unerträglich schilderte ich nun M. Caro ab, sowie ich mir ihn nach dem kleinen Häuschen und den Schilderungen vorstellte, in blauer Arbeitsbluse und Holzpantoffeln, einen breiten Strohhut auf dem Kopf, die Haut gebräunt, die Hände voller Schwielen und durchgearbeitet, als einen, der im Schweiße seines Antlitzes die Erde umgräbt, Holz hackt und sein Stück trodenen Brotes mit seinen kleinen Teilt, an denen er mit abgöttischer Liebe hängt. Sie sehen, bis zu welchem Enthusiasmus ich mich in meinem einmal entseffelten Gerechtigkeitsgefühl hinreißen ließ! Aber die Auskunft, die ich erhalten hatte, war falsch; sie hatte sich in der Person des betreffenden Caro getäuscht und rebete von einem unbekanntem M. Ludovic Carran, auch einem Professor der Philosophie, aber nicht dem berühmten Elme Caro. Ein wenig beschämt über meinen hirschen Erguß, stellte ich den Irrtum, sobald ich davon erfuhr, richtig. Aber ach, das war ganz unnütz. . . Ein Jahr nach dem bedauerlichen Mißverständnis hielt Jules Simon in einer feierlichen öffentlichen Sitzung der „Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften“ die Leichenrede auf Elme Caro. Wie groß war mein Erstaunen — soll ich es sagen? — mein Stolz, als ich Jules Simon meinen Bericht wieder zitieren hörte, durch gedämpftes Zittern der Stimme und weinerliche Beschreibungen noch rührender und ergreifender gemacht. „Ja, meine Herren“, meinte der große Redner mit tränenerfüllter Stimme, „zerstören wir die Legenden, gebieten wir Schweigen der Lüge. Caro haßte die Welt der Gesellschaft, er verabscheute nichts so als die nützlichen Erfolge des Salons. Ja, das war ein Naturmensch und, ichen wir uns nicht, es auszusprechen, fast ein Wilder. Er lebte zu Damps, einem verlorenen Flecken in der Einöde eines fernen Departements. Er lebte dort einsam, unzugänglich in einem Häuschen, was sage ich, in einer niederen kleinen Hütte. Er hatte nur Freude an schwerer Arbeit, beim Graben und Holzhacken fühlte er sich wohl; und er lehrte armen, einfältigen Wesen, die seine einzigen Freunde waren, abends am Herd die Schönheiten eines sittlichen Lebens. Er arbeitete, säte, pflanzte, erzog. . . Er war ein Heiliger. . .“ So wurde mein Irrtum von der Geschichte gleichsam geheiligt, und

vielleicht wird man noch in einem Konversationslexikon einen Artikel veröffentlichen in der Art: „Caro (Elise-Marie), berühmter französischer Landwirt usw.“ —

— Ueber den Familiennamen Meier veröffentlicht J. Bucher in den „Basler Nachrichten“ eine Blauderei, der wir folgendes entnehmen: Der Familienname Meier wird in der deutschen Schweiz wahrcheinlich von keinem anderen an Häufigkeit übertroffen. Mag der Name nun Meier oder Meyer oder Mejer oder Maier oder Mayer oder Maire geschrieben werden: immer ist er entstanden aus dem lateinischen Komparativ „major“ und heißt wörtlich der „Größere“, der „Höhere“, der „Mächtigere“. Meier wurde sehr früh im Deutschen eingebürgert, während der aus der gleichen Quelle stammende militärische Titel Major erst viel später einbrang. Bereits im 7. Jahrhundert erhielt der Name Meier eine sehr vornehme Bedeutung. Die Hausmeier nämlich, die schon vorher unter Fürsten verschiedener deutscher Stämme das Amt von Aufsehern über den Haushalt und von Verwaltern kleiner Hofgüter versehen hatten, schwangen sich bei den fränkischen Königen zur einflußreichsten Stellung empor, indem sie Vorsteher des Gefindes, Verwalter der Krongüter, Anführer im Kriege und Stellvertreter ihrer Monarchen wurden. Der letzte fränkische Hausmeier, Pippin der Kleine, schickte den schwachen König Childerich III. in ein Kloster und bestieg selbst den Thron. Nicht so großartig wie die Hausmeier treten die Meier in späteren Zeiten auf, aber doch in sehr bedeutenden Stellungen bis tief ins 18. Jahrhundert hinein; ja, das Amt des Kirchmeiers besetzt heutzutage noch da und dort. Er hat das Kirchenvermögen zu hüten; früher mußte er auch an einzelnen Orten den Lehrern ihre „Bagen ausbrosmen“, wie Jeremias Gotthelf im Schulmeister berichtet. Der Meier war gewöhnlich der vornehmste grundherrliche Beamte eines „Hofes“, das heißt einer Gemeinde. Er hatte die Aufsicht über die Bewirtung des Bodens von seite der Hofgenossen, die Polizei und die niedrige Gerichtsbarkeit auszuüben. Bisweilen hatte er allerdings einen zweiten, ihm untergeordneten Beamten neben sich, den Keller, der dann die Verwaltung zu besorgen, insbesondere die Gefälle, meist landwirtschaftliche Erzeugnisse, einzuziehen und dem Grundherrn abzuliefern hatte. Ob einer oder zwei, das hing von der Größe und Leistungsfähigkeit des Hofes ab. Eine Luzerner Urkunde erklärt, mancher „Hof“ sei so arm, „das der Meier (Meier) mus Keller und Meger sin“. Dem Stande nach war der Meier in den älteren Zeiten den übrigen Hofgenossen gleich, also auch unfrei und hörig, wenn es die anderen waren. Aber ihrer viele stiegen rasch in die Höhe und konnten leicht zu einem ansehnlichen Wohlstand gelangen; denn ihnen war jeweilen das beste Stück Land zur Bebauung angewiesen, der Meierhof, dessen Name heutzutage noch in einem gewissen romantischen Glanze erscheint. Der alte Spruch: „Wenn man den Ebelmann setzt zum Meier, erhält der Fürst weder Hühner noch Eier“ deutet an, daß mancher Meier für seinen Vorteil übermäßig besorgt war. Eine genaue Kontrollierung war, namentlich was die verhängten Bußen betrifft, oft unmöglich, zumal wenn der Grundherr weit weg wohnte. Viele Grundherren, besonders die Aebtissinnen, hielten die zwei jährlichen Gerichte auf ihren Höfen nicht selbst ab, sondern überließen den Vorjäg ihren Meiern. Der letzteren Selbstgefühl wurde dadurch mächtig gefördert und ihr Ansehen bei den Hübem, das heißt bei den Inhabern der Hufen, gehoben. An manchen Orten wählten die Meier ihr Amt erblich zu machen: sie schwangen sich zu wirklichen Gerichtsherrn empor und wurden so eigentliche Gemeindevorsteher für einen bisweilen sehr großen Jurisdiktionsbezirk. Bildete doch das ganze Glarner Land bis 1273 einen einzigen Hof. Der „Meier von Glarus“ herrschte somit über ein Gebiet, das den Flächeninhalt des Fürstentums Schaumburg-Lippe beträchtlich übertrifft. Mit dem Gesagten haben wir die erste und eigentliche Bedeutung des Wortes Meier genügend erklärt. Im abgeleiteten Sinne konnte es auch Dorfvorsteher, Pächter, Großbauer, endlich in Bayern auch Meisternecht heißen. Es gibt aber auch Meierformen, die keinen Erklärungsversuch gestatten. Wenn z. B. Jacobus major (Jakob der Ältere) mit Jakob Meier wieder gegeben wurde, so war das einfach ein drolliger Uebersetzungsfehler. Von allen Beamtentiteln war einst der Meier der vollständigste, das heißt der am häufigsten genannte. Daher rühren die enorm häufigen Zusammensetzungen. Nur wenige Zusammensetzungen lauten geringschätzig, z. B. Strudelmaier (gleich flüchtiger Arbeiter); fast alle bezeichneten eine ehrenwerte Amtstätigkeit. Aus den zahlreichen Beispielen seien einige erwähnt. Der Grendelmeier war der Wächter bei einem Grendel, d. h. bei einem Ballisadentwerfer an einem Gewässer (verwandt mit dem Torwächter). Der Hardmeier hatte in Zürich die Aufsicht über das Gut Hard. Der Geismeyer bestellte als Vorsteher einer Genossenschaft von Ziegenbesitzern den Hirten und beherbergte ihn auch bisweilen. Der Geschmeidmeier war in Basel der Präsident eines Geschiedes, eines Marken- und Flurgerichts, das über Marken, Räume usw. zu entscheiden und einschlägige Frevel zu beurteilen hatte. Sehr viele andere Meier sind ohne weiteres verständlich, z. B. Alpheier, Holzmeier, Waldmeier, Klostermeier usw. —

Aus dem Tierleben.

— Verbesserung des Nachtigallensanges. Im freien Tierleben der Großstädte herrschen allgemein die Vögel vor; H. Krohn zählt z. B. für Hamburg 110 heimatsberechtigten Brutvögel auf, und unter ihnen ist die Nachtigall in den paradieslichen

Gärten der Miergegend einer der verbreitetsten Vögel, obwohl mit der Ausdehnung der Großstadt naturgemäß auch ihre Brutplätze beschränkt worden sind. Ungemein zahlreich aber ist die Nachtigall noch in den unterholzreichen großen Parks unterhalb Hamburgs an der Elbchauffee bis nach Blankenese und Schulan. Nun macht M. Graemer (Zweiter Bericht des Ornithologisch-zoologischen Vereins zu Hamburg 1902/1903) darauf aufmerksam, daß je nach dem Wohnort ein großer Unterschied im Gesang der Nachtigallen besteht. Nach seiner mehr als zwanzigjährigen Beobachtung zeichnen sich die Nachtigallen der Elbufer, namentlich aus der Gegend von Blankenese, durch einen bedeutend besseren Gesang vor ihren binnenländischen Artgenossen aus; dasselbe ist beim Rotkehlchen der Fall. Der Grund dafür dürfte nach Graemer „in dem ununterbrochenen Rauschen des Wassers zu suchen sein, welches den Vogel zu immer neuem Gesange reizt“; werden ja auch die Finken, welche im Harze in unmittelbarer Nähe der rauschenden Waldbäche leben, als die besten geschätzt. — Und doch ist diese Erklärung falsch! Die Nachtigall, wie jeder andere Vogel, singt nur, was sie gehört und gelernt hat. Jedes zusammengehörige Nachtigallenpaar grenzt zwar sein Gebiet ab, in dem keine Artgenossen geduldet werden; die Männchen sind aber größtenteils in der Mehrzahl vorhanden. Wo sich nun in wasserreichen betrohtenen Gegenden mit vielem Unterholz die Nachtigallen zahlreich ansiedeln, wie das in der Gegend der Elbchauffee der Fall ist, liegen die Weviere der Paare dicht zusammen. Die Nähe eines anderen singenden Männchens steigert aber den Eifer im Singen ganz beträchtlich, und mit der Zahl der verbenden Männchen steigt auch die Leidenschaftlichkeit des Schlages. Wo aber die Möglichkeit einer Wahl vorhanden ist, fliegen dem besten Sänger die Weibchen auch am ersten zu, so daß sie rascher und jedenfalls sicherer betreibt werden, als stümperhafte Sänger. Damit aber dürfen wir annehmen, daß auch die Gesangsfähigkeit der Nachtigall und anderer Singvögel ihre Ausbildung und Bervollkommnung der geschlechtlichen Zuchtwahl verdankt; denn die besten Sänger haben die sicherste Anwartschaft auf Nachkommenschaft; diese aber folgt in der Gesangsleistung wiederum dem Vater. Damit wäre endlich auch der Weg gefunden, auf welchem einzelne Singvogelarten in ihnen besonders günstigen Gegenden besser singen lernen, als ihre Artgenossen unter weniger zujagenden ähneren Lebensbedingungen, wo der spätkeren Vesebelung halber der alle Fähigkeiten steigende Wettbewerb der singenden Männchen ausbleibt. Widerlegt ist damit auch die alte theologische Behauptung, daß die Tiere — im Gegensatz zum Menschen — keine „Perfektibilität“ zeigten, und daß die Nachtigall schon zu Adams Zeiten ebenso gesungen habe, wie heute. („Promethens.“)

Notizen.

n. In das Einschreibebuch für Besucher, das in Schillers Geburtshaus zu Marbach am Neckar auslag, schrieb unter den enthusiastischen Ergüssen eines Schillerverehres (in den 80er Jahren) ein Muder: „Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen.“ Unmittelbar darunter schrieb ein anderer Besucher:

Ein jedes Ding hat seine Zeit;
Ein jedes Ding hat seinen Ort;
Die Kirche ist von hier nicht weit,
Wer predigen will, der predige dort. —

— Zugegangen ist uns das vom Württembergischen Goethebund herausgegebene Schiller-Wild. Stuttgart. Kommissionsverlag J. Engelhorn. Preis 1 M. — Ferner: Das I. Heft des von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegebenen Sammelwerks „Klassiker der Kunst.“ Preis des Heftes 50 Pf. —

— „Der Prügellunge“, ein einaktiges Versspiel von Hans Arronge wird in der nächsten Woche im Lustspielhaus zur Aufführung kommen. —

— Die Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes soll am 15. Mai eröffnet werden, wenn — das neue SeceSSIONSgebäude bis dahin fertiggestellt ist. —

— In den Jagdbezirken Vahrhölzchen und Fischbachau bei Schliersee sind infolge des strengen Winters Hunderte von Gemsen, Hirschen und Rehen eingegangen. —

— Kaffeefälschungen. Im „Monteur Scientifique“ bespricht E. Bertarelli die Gewichts-fälschungen gerösteten Kaffees durch Zulag von Wasser und Vorax. Chemiker, welche Gutachten über gerösteten Kaffee abzugeben haben, beschäftigen sich gewöhnlich nur wenig mit der Frage, ob diesem Wasser zugefügt ist, und zwar weil er solches überhaupt sehr schlecht in sich aufnimmt. Hochkaffee geringerer Sorte verliert beim Drennen über 20 Proz. seines Gewichts, und ein Ertrag dieses Verlustes durch Wasser bei oder nach dem Röstfen bedeutet also für den Händler einen bedeutenden Gewinn. Einfach befeuchteter Kaffee ist jedoch schon daran zu erkennen, daß er beim Mahlen klebrig und teigig wird. Fälscher helfen diesem Uebelstande dadurch ab, daß sie dem Kaffee noch Vorax zusetzen, der den Wasserüberschuß verdeckt und obendrein das Gewicht noch weiter erhöht. Eine 4—5prozentige Voraxlösung soll den Kaffee nämlich bis 12 Proz. schwerer machen. Bertarelli hält jeden gerösteten Kaffee mit mehr als 4 Proz. Wassergehalt für gefälscht. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 16. April.